

Das deutsche Königtum Albrechts II.

Von Dr. Josef Kieseewetter.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nach Schluß des Reichstages eilten als Abordnung der Deutschen mehrere Bischöfe und Vertreter der Kurfürsten nach Basel, um im Kirchenstreite zu vermitteln, wobei sie von den Gesandten Frankreichs unterstützt wurden. Die deutsche Vermittlung wurde zurückgewiesen und nur die Abgesandten Frankreichs und anderer Fürsten versprachen, den Reichstag zu Frankfurt zu beschicken. Die Konzilsteilnehmer wollten erst dann über einen neuen Versammlungsort beraten, wenn die Fürsten die Suspendierung des Papstes anerkannt hätten. Doch dauerten die Beratungen der Basler so lange, daß die deutschen Boten ihre Antwort nicht abwarten konnten, daher verließen sie verstimmt Basel, um noch zur rechten Zeit am Reichstage zu Frankfurt zu erscheinen, der auf Reminiscere einberufen war. Mittlerweile war über Ungarn die Türkengefahr hereingebrochen und Albrecht daher dort so beschäftigt, daß er in Frankfurt nicht persönlich erscheinen konnte. Der Reichstag wurde nach Mainz verlegt aus Furcht vor der herannahenden Pest oder, was wahrscheinlicher ist, um die päpstlichen Gesandten so lange als möglich fernzuhalten. Am 12. März begann die gut besuchte Tagung. Außer den königlichen Gesandten waren die drei geistlichen Kurfürsten erschienen, der Pfälzer war vertreten durch den Bischof von Worms, der Sachse durch den Dechant von Meißen und der Brandenburger durch den Erzbischof von Mainz. Die Erzbischöfe von Bremen, Magdeburg und Salzburg hatten ihre besten Rechtsgelehrten geschickt. Als französische Gesandte erschienen der Erzbischof von Tours, die Bischöfe von Troyes und Verdun. Mailand vertrat der Bischof von Albienga, Castilien, Portugal und Navarra der von Cuenza. Vom Konzil kam der Patriarch von Aquileja mit zwei Bischöfen, mehreren Geistlichen und Gelehrten. Diese Gesandtschaft wurde feierlich empfangen. Als Vertreter des Papstes waren der Kardinal Cervantes und Nikolaus von Cusa anwesend, während der offizielle päpstliche Gesandte, der Bischof von Tarent, in Nürnberg auf den Geleitsbrief wartete.

Zuerst wurden einige weltliche Angelegenheiten wie z. B. der Armagnaken-einfall, auf den ich noch später zurückkomme, besprochen, und dann schritt man zur Beratung der kirchlichen Verhältnisse. Der Sprecher der Basler betonte die Rechtmäßigkeit und die Oberhoheit des Konzils und bezeichnete Eugen als den Urheber des Streites. Dann kam er auf die deutsche Vermittlung zu sprechen, las die Punkte vor, über die sich die Väter geeinigt hätten und forderte ihre Annahme und die Anerkennung der Konzilsbeschlüsse. Man erklärte ihm, nach genauer Beratung zu antworten. Die päpstlichen Gesandten konnten nicht sprechen, da der offizielle Vertreter fehlte.

Man wählte drei Ausschüsse,¹⁾ wies dem ersten die Untersuchung der Beschwerden gegen das römische Kirchenregiment und die Beratung der Mittel zu

¹⁾ Bachmann, Seite 51.

deren Abhilfe zu, dem zweiten die Beratung über die westfälischen Gerichte, den Landfrieden und die Münze, dem dritten die Vermittlung des Friedens zwischen Papst und Konzil. Während die ersten zwei Ausschüsse nur aus Deutschen bestanden, nahmen am dritten auch die auswärtigen Vertreter teil. Die erste Gruppe fand bald, daß zur Abwehr der kirchlichen Übelstände die Annahme der Basler Reformdekrete notwendig sei. Man nahm zu Gunsten der Deutschen einige Veränderungen vor, schied aber die Strafdokumente gegen Eugen IV.¹⁾ aus, erklärte am 26. März die feierliche Annahme und unterfertigte darüber eine Urkunde. Auch Raban von Trier wurde dafür gewonnen, nachdem ihm einige Zugeständnisse betreffs seines Kurstuhles, den er zu verlassen beabsichtigte, gemacht worden waren. Er wollte nämlich aus seinem finanziell herabgekommenen Erzbistum scheiden und es dem Jakob von Sirk übertragen, selbst aber die Diözese Speyer behalten. Auch den Erzbischof von Mainz, der auf die Annaten nicht verzichten zu können glaubte, gewannen die Basler, die in ihrer Meinung nun einen Sieg errungen zu haben trotz der kurfürstlichen Neutralität die gegen den Erzbischof von Tarent verhängten Zensuren an der Mainzer Domtüre anschlugen, doch wurde dies nicht geduldet.²⁾ Die päpstlichen Gesandten teilten rasch diese Vorgänge dem Erzbischofe von Tarent mit, der dem Mainzer und Kölner Kurfürsten ein Schreiben zukommen ließ, aus dem man erkennen konnte, wie wenig der Papst zur Versöhnung mit den Baslern bereit war, denn es hieß drinnen, die Kurfürsten mögen nicht über Sachen entscheiden, die einem allgemeinen Konzile zukommen. Dieses Schreiben traf am 25. März ein und dürfte wohl die Ursache der »Acceptation« am 26. März gewesen sein. Doch fehlte diesen Beschlüssen die Sanktion des Königs mit der Bestimmung, daß sie Reichsgesetz sein sollten. Dann mangelte es ja doch im allgemeinen an der Einigkeit der Kurfürsten, denn nahmen sie auch diese Acceptation an, die der Kirche in Deutschland manche Vorteile gebracht und sie vom römischen Stuhle unabhängiger gemacht hätte, so kümmerte sich doch jeder nur so weit darum, als sein persönlicher Vorteil es zuließ. Die Dekrete kamen ja meistens dem Ehrgeiz der Bischöfe entgegen und schmälerten die Rechte des Papstes.³⁾ Man kann auch diese Acceptation nicht mit der französischen »Sanctio pragmatica« vergleichen. Dort empfahlen die Kurfürsten den Konzilsgesandten ihre Abänderungen zur Annahme, hier setzten die Franzosen ihre Beschlüsse beim Konzile durch. Die Franzosen setzten harte Strafen auf die Nichtbefolgung ihrer pragmatischen Sanktion, die Acceptation dagegen läßt jedem einzelnen genug Spielraum, schließlich zu tun, was er will. Treffend sagt Lamprecht: »Die energische nationale Stimmung bei den Fürsten, die Absicht in der Kirchenpolitik den Zwecken der Gesamtheit zu dienen, verflög nur zu bald.« Wie konnte sich aber auch bei den Kurfürsten, bei ihrem krassen Egoismus, eine dauernde nationale Stimmung erhalten!⁴⁾

Auch der Ausschuß, der über den Frieden in der Kirche verhandeln sollte, kehrte zu den in Basel gestellten Anträgen zurück und man schlug vor, daß die anwesenden Fürsten sofort mit den Konzilsgesandten sich beraten. Das hätten die Kurfürsten wegen der Neutralität nicht tun dürfen, da die päpstlichen Gesandten nicht anwesend waren. Die Fürsten verlangten nun, daß die Basler Väter sich zu einer neuen allgemeinen Kirchenversammlung, die in Mainz, Straßburg oder Konstanz abgehalten werden solle, bereit erklären, ob nun die Griechen kämen oder

¹⁾ Rückert, Seite 90, Hefele VII. Seite 735

²⁾ Bachmann, Seite 52, Anmerkung 4.

³⁾ Pastor, Seite 252, Anm. 4, Seite 253, Anm. 2

⁴⁾ Eine genaue Wiedergabe des instrumentum acceptationes mußte wegen Raum Mangels entfallen; siehe Hefele VII. Seite 775 und in den Verhandlungen des Basler Konzils ebendasselbst.

nicht.¹⁾ Dafür solle das Basler Konzil seine Beratungen bis zur Eröffnung des neuen fortsetzen, jedoch den Prozeß gegen den Papst fallen lassen. Unter diesen Bedingungen würden die Kurfürsten die Konzilsdekrete annehmen. Die Basler Gesandten waren damit einverstanden, ja sie erklärten sich zur Einberufung des Konzils nach Regensburg bereit, jedoch müßten der römische König und alle Fürsten das Konzil schützen, die Beschlüsse desselben achten, ja sogar, wenn sie die Absetzung des Papstes und eine Neuwahl enthalten würden. Infolge dieses letzten Punktes zerschlugen sich die Unterhandlungen, denn so weit wollte man die einmal vereinbarte Neutralität nicht verletzen. Die Basler entfernten sich, trotzdem sie gern die Ankunft des päpstlichen Gesandten abgewartet hätten, der aber erst am 14. April in Mainz eintraf. Auch die Kurfürsten waren schon abgereist, und so konnte er diese nicht mehr zu gunsten des Papstes beeinflussen. Eine Verhandlung mit den anwesenden Räten auf Grund der Neutralität lehnte er ab und so verließ er bald wieder Mainz. Die kurfürstlichen Räte schlugen vor, an beide streitenden Parteien ein förmliches Ultimatum zu richten, daß, wenn die eine Partei die Vermittlung ablehne, man sich der andern anschließen solle; würden beide ablehnen, so müsse der deutsche König mit seinen Fürsten eine neue Kirchenversammlung einberufen und die Prälaten zu deren Besuche veranlassen. Ein anderer Plan war, die Anwendung der Basler Geschäftsordnung auf dem neuen Konzile zuzulassen und den Prozeß gegen den Papst zu gestatten, wenn bis zur Eröffnung der Versammlung keine Aussöhnung erfolgt sei. Beide Pläne wurden fallen gelassen. Von all den vielen Beschlüssen blieb nur übrig, daß der König die Mainzer Acceptation der neuen Kirchenversammlung vorlegen solle. Eine neuerliche Gesandtschaft Ende April scheiterte infolge des Starrsinn der Basler Väter. An Eugen²⁾ hatte man eine Gesandtschaft beschlossen, sie aber wegen der Haltung der Basler nicht fortgeschickt.

Trotzdem die Pest in Basel wütete und manchen Teilnehmer der Kirchenversammlung wegraffte, setzten die übrigen hartnäckig den Prozeß gegen Eugen fort. Am 16. Mai stellten sie das Dogma von der Überordnung des Konzils über den Papst auf, der es weder verlegen, noch vertagen, noch auflösen könne und erklärten den für einen Ketzer, der diesen Beschluß nicht anerkenne. Am 25. Juni 1439 setzten sie Eugen als Papst ab. Daß nach Pastor³⁾ die von Eugen glücklich durchgeführte griechische Union die Basler Konzilsväter zu so lächerlichen Zornesausbrüchen trieb, ist zu bezweifeln. Ich glaube, daß sie die deutschen Kurfürsten aus ihrer Neutralität herausreißen wollten.

Da sich nun wider Erwarten die Sachlage so gewaltig geändert hatte, berief der Mainzer Kurfürst für Anfang August einen Kurfürstentag nach Frankfurt, um wenigstens die Erfolge des Zwistes für die Deutschen in einer »Einigung« zu retten, die alle deutschen Gebiete umfassen sollte. Der Tag wurde nach Mainz verlegt und am 6. August trafen Jakob von Trier und der Mainzer Erzbischof zur Beratung ein, von den andern Kurfürsten aber nur Boten. Man verwahrte sich gegen Eingriffe der streitenden Parteien auf die Untertanen, aber zu festen Beschlüssen über das Verhalten im Kirchenstreite kam es wieder nicht. Man wollte die Resultate der Beratungen an den König senden. Eben beabsichtigte Jakob von Trier zu Albrecht

¹⁾ Die Griechen wollten mehr aus politischen Gründen als aus religiösem Interesse sich der römischen Kirche anschließen, da Konstantinopel durch die Türken hart bedrängt war und sie durch ihren Übertritt die Hülle des christlichen Abendlandes gewinnen wollten. Diesen Anlaß benützend hatte der Papst das Konzil von Basel, das ihm immer unangenehm wurde, für aufgehoben erklärt und nach Ferrara verlegt. Die Basler gingen nicht auseinander und so tagten zwei Konzile, die einander bekämpften. Der Streit war bereits so weit gediehen, daß die Basler den Papst suspendiert hatten.

²⁾ Dieser hatte mittlerweile das Konzil nach Bologna verlegt.

³⁾ Pastor, S. 264.

zu reiten, als von ihm ein Brief an die Kurfürsten eintraf, der auf den 1. November einen Reichstag nach Frankfurt einberief. Daher schickten die Kurfürsten nur ein Schreiben an ihren König nach Ungarn.

Zum Reichstage schickte Albrecht die Bischöfe von Passau, Augsburg, Regensburg, Sylvester von Chiemsee und Konrad von Weinsberg als seine Vertreter.¹⁾ Kaum war die Versammlung zusammengetreten, so traf die Nachricht von Albrechts Tode ein, die alle Anwesenden tief erschütterte und den Abbruch der Verhandlungen zur Folge hatte. Fast gleichzeitig kam die Kunde, daß der Herzog Amadeus von Savoyen vom Konzile als Felix V.²⁾ zum Papste gewählt sei. Die Kurfürsten³⁾ betonten nur noch rasch um so mehr die neutrale Stellung, verwahrten sich auf das energischste gegen jeden Eingriff der kirchlichen Parteien auf die Untertanen und verweigerten die Annahme jedes Strafmandates, ja sie bedrohten diejenigen, welche dagegen handeln sollten, mit empfindlichen Strafen und sprachen diesen Beschlüssen so lange bindende Rechtskraft zu, bis sich die Gelehrten und Häupter des heiligen römischen Reiches entschieden hätten, wem zu gehorchen sei.

Nach dem Tode Albrechts konnten die Kurfürsten keine entscheidenden und umfassenden Maßregeln ohne König treffen, daher erneuerten sie die »Einigung«, untersiegelten sie und forderten die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg auf, ein gleiches zu tun, indem sie hinzufügten, der König sei in kirchlichen Fragen mit ihnen eines Sinnes gewesen.⁴⁾ Mit diesen letzten Worten dürften die Kurfürsten nicht ganz im Rechte gewesen sein, denn als man über die Schritte zur Friedensstiftung in der Kirche beriet, schickten die Gesandten Albrechts Eilboten an ihn ab, um seine Zustimmung einzuholen, diese Boten trafen aber Albrecht nicht mehr unter den Lebenden. Der Habsburger wollte stets den Frieden und er war gewiß der Mann, der ihn hergestellt hätte, wenn nicht der Tod ihn so rasch dahingerafft. Er war entschlossen, die Acceptation anzunehmen, aber der Neutralität scheint er niemals angehört zu haben. Daß es später weder zu einer nationalen Einigung in der Kirchenfrage, noch zu einer nationalen Synode, noch zur Kreiseinteilung und einem obersten Appellationsgerichtshofe kam, ist der Unentschlossenheit und Selbstsucht der Fürsten zuzuschreiben. Ja selbst die von ihnen beschlossene Neutralität ließen sie, wenn persönliche Vorteile lockten, außer acht.

Während Albrecht in Schlesien weilte und durch die böhmischen und ungarischen Wirren verhindert war, mit energischer Hand in die Verwaltung Deutschlands einzugreifen, brach von Westen her französisches Räubergesindel⁵⁾ ins deutsche Elsaß ein. Niemand stellte sich diesen Brandschatzern und Plünderern des deutschen Bodens entgegen, und die Schwäche des Reiches und die Interesselosigkeit seiner Fürsten an ihm zeigt sich in nichts besser, als daß der Mainzer Reichstag am 12. März 1439 nur kurz diese Gefahr bespricht, ohne irgendeine ernste Maßregel zu treffen. Das Volk nennt diese Kriegsscharen Ecorcheurs, Laniatores, Escoriatores, Armyacken,⁶⁾ Arme Gecken, Schinder, Armagnaken. Letzteren Namen, den gebräuchlichsten, tragen sie nach dem Grafen Bernhard von Armagnac, der nach der Ermordung des Herzogs von Orleans im französischen Bürgerkriege die Führung

¹⁾ Lichnowsky, Regesten V. Nr. 4478.

²⁾ Dieser ist der letzte Gegenpapst in der Kirchengeschichte.

³⁾ Müller, I. S. 48—49.

⁴⁾ Bachmann, S. 67.

⁵⁾ Die armen Gecken oder Schinder und ihr Einfall ins Elsaß im Jahre 1439 von Dr. Witte, Straßburg 1883.

Ernst Wülker: Urkunden und Schreiben betreffend den Zug der Armagnaken 1439—1444; Frankfurt 1873, enthalten in den Neujahrsblättern für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M. 1873. — Janssen, Reichskorrespondenz.

⁶⁾ Fürstenbergisches Urkundenbuch, Seite 219.

der im Kampfe gegen Burgund verwendeten Söldnerscharen übernommen hatte. Diese bestanden aus den verrohtesten Elementen Schottlands, der Lombardei, der Gascogne, der Pyrenäenlandschaften, der Bretagne, dann aus Verbrechern und Räubern. Ein Ruhm bleibt diesen Scharen, den Kampf für Frankreichs Unabhängigkeit gegen England siegreich geführt zu haben.

Nachdem im Oktober 1435 durch den Frieden zu Arras der Bürgerkrieg beigelegt worden war, besaßen die einzelnen Machthaber nicht den Einfluß, diese wilden Söldnerscharen zusammenzuhalten und zu erhalten. Daher zogen diese plündernd und mordend in Frankreich umher und besonders das reiche Burgund hatte unter ihrer Beutegier furchtbar zu leiden. Nicht einmal königlichen Befehlen gehorchten sie. Aus dieser Zeit stammen ihre Namen »Schinder, Kehlabschneider«, weil sie Gefangenen, die kein Lösegeld zahlen konnten, nach mannigfachen Martern die Kehlen durchschnitten. Fürchterliches und Entsetzliches melden die Briefe und Berichte über diese Räuberhorden. Vor keinem Frevel schreckten sie zurück, und wehe den Frauen und Jungfrauen, die in ihre Hände kamen.¹⁾

Eine Fehde zwischen dem Grafen von Vandémont und dem Regentschaftsrat des Herzogs René von Lothringen brachte gegen Ende des Jahres 1435 die Armagnaken der deutschen Grenze nahe. Im Solde des ersteren plünderten sie Lothringen, bis sie auf eine Aufforderung des französischen Königs sich den Lothringern anschlossen und jetzt in deren Dienste das Land weiter verwüsteten. Am 15. Februar 1439 lief der Dienstvertrag mit den Herzögen ab und da diese die Armagnaken für alle Fälle gern aus dem Lande gehabt hätten, so kamen sie auf den Gedanken, die »Schinder« nach Deutschland zu schicken. Es scheint dies auch der Gesinnung des französischen Königs entsprochen zu haben.²⁾ Und wirklich beschlossen die Hauptleute der Söldner in einer am 12. Jänner 1439 zu Nancy abgehaltenen Versammlung, nach dem Elsaß zu ziehen, wo einzelne Lothringer sie für Privatfehden auf deutschem Boden zu verwenden gedachten. So finden wir diese Scharen bald auf dem Marsche gegen die Zaberner-Steige. Am 24. Februar steht ihre Hauptmacht bei Badonwiller, Blamont und Rixingen, und zwar in solcher Stellung, daß die Elsässer nicht wissen konnten, welchen Weg der Feind nehmen werde. Am 25. Februar betreten sie bereits elsässischen Boden.

Nun wollen wir sehen, was die Städte, Herren und Ritter unternahmen, um dieser drohenden Gefahr entgegentreten zu können. Als 1435 das französische Raubgesindel zum ersten Male in Lothringen einfiel, hatten sich die Vertreter der elsässischen Reichsstädte in Straßburg versammelt, um mit diesem die Verteidigungsmaßnahmen gegen den wahrscheinlichen Einfall der Raubscharen ins Elsaß zu beraten. Eine Tagung folgte auf die andere, aber ohne jeden Erfolg, da die Städteboten nicht mit besonderen Vollmachten ausgestattet waren. Man liest auch von zahlreichen Verhandlungen zwischen dem Bischof Wilhelm von Straßburg, dem Pfalzgrafen Stephan, den Herren von Lichtenberg, Lützelstein und Leiningen und den Reichsstädten auf dem Tage zu Molsheim. Aber das Mißtrauen der einzelnen Stände gegen einander war viel zu groß, als daß sie sich aufrichtig zu einheitlicher Tat zusammengetan hätten. Jeder wollte nach damaliger echt »deutscher« Sitte möglichst wenig Verpflichtungen auf sich nehmen und möglichst viele dem anderen aufhalsen. Vom Reich verlangte man überall Hilfe, aber zu Pflichtleistungen zum Nutzen des Reiches war niemand geneigt und stellte sich ja irgend ein Stand dem Könige und dem Reiche zur Verfügung, so tat er es gewiß nur aus Mißtrauen gegen die

¹⁾ Janssen I. Nr. 849 gibt uns den Bericht des Stadtschreibers Mule von Straßburg an den Rat zu Worms über den Einfall der Armagnaken und ihre scheußlichen Taten.

²⁾ Witte, Seite 22.

ändern oder aus Eigennutz. So verstrich auch hier kostbare Zeit mit nutzlosen Verhandlungen. Vergeblich bemühte sich in den Jahren 1436 und 1437 der Bischof von Straßburg um den Abschluß eines Bündnisses. Ein Zeichen, wie leichtsinnig man war oder wie sicher man sich fühlte. Als die Gefahr gegen Ende des Jahres 1438 schon an den Grenzen von Elsaß stand, verursachte sie nur neue, erfolglose Unterhandlungen.

Als der Bischof Wilhelm von Straßburg gegen Ende 1438 und am Beginne des folgenden Jahres hörte, daß die Fehden in Lothringen durch einen Frieden beendet worden seien, um vor allem die Armagnaken los zu werden, da »sie in dem Lande überall nit zu essen haben«¹⁾ und daher ins Elsaß wollen, versuchte man auf seine Bemühungen hin, sogar ein Bündnis zur Landesverteidigung abzuschließen, an dem sich der Bischof von Straßburg, die Herrschaft von Lichtenberg, die Ritterschaft, die zehn Reichsstädte, der Landvogt und die Stadt Straßburg beteiligen sollten. Aber niemand bestimmte von vornherein, wieviel jeder an Truppen zu stellen hatte; wie zerfahren die Beratungen waren, ersieht man daraus, daß man zum Beispiel vergaß, den österreichischen Landvogt über den Sundgau und die Landschaft Pfirt zum Beitritt aufzufordern. Ja einzelne Herren, wie der von Rappoldstein fühlten sich, weil sie nicht zum Beitritt des Bündnisses aufgefordert worden waren, verletzt und mußten sich ihre Aufnahme erzwingen. Nicht einmal zur sofortigen Besetzung der ins Land führenden Pässe schickte man Mannschaften ab. Es war zwar ein beständiger Kriegsrat von drei Hauptleuten beisammen, jedoch besaßen sie so wenig Selbständigkeit bei ihren Beratungen, daß der eine den zehn Städten, der andere dem Bischof, der Ritterschaft und dem Herrn von Lichtenberg, der dritte nach Straßburg die einzelnen Beschlüsse vorher berichten mußte. Endlich verhandelte der Unterlandvogt Reinhard von Neiperg mit den zehn Städten seiner Vogtei. Als aber die letzte Tagung vom Landvogte persönlich nicht besucht werden konnte, wollten die Städte allein nicht arbeiten. Jede folgende Tagung brachte neue Schwierigkeiten mit sich. Einmal sträubte sich Weißenburg und wollte sich zu nichts verpflichten, da es sich weniger bedroht fühlte; ein anderesmal, als nämlich der Herr von Rappoldstein dem Bunde beigetreten war, entstand ein Streit, wie die Beschaffung von dreihundert Reisigen auf jeden zu verteilen sei. Zum Schlusse glaubte man, es sei erst notwendig etwas Ernstes zu unternehmen, wenn der Feind die Grenzen des Landes überschritten habe. Dann aber solle ein jeder dem andern beistehen.

Am 27. Jänner kam die Nachricht von der sehr bedrohlichen Nähe der Armagnaken, und nach einigen Beratungen beantragte der Bischof von Straßburg eine neue Tagung nach Molsheim für den 19. Februar. Eine Schreckenskunde nach der ändern über die Stärke und die Verwüstung des Feindes traf ein und man hatte alle Ursache zu glauben, daß einige Herren die »Schinder« zum Austragen von Privatfehden auf elsässischem Boden benützen wollten. So beriet man noch, als die plötzliche Kunde eintraf, der Feind sei im Lande. Kolmar und Schlettstadt, Herren und Städte rückten sofort mit den Hilfsmannschaften der Straßburger in das Weiler- und Lebertal ein, das nach einem Gerüchte des Straßburger Bischofs am meisten bedroht war. Die Kunde war falsch, die Armagnaken drangen ohne jedes Hindernis über die Zaberner Steige ins Elsaß ein.

In der allgemeinen Verwirrung und Bestürzung, die nun folgten, warf der eine dem andern Nachlässigkeit vor und den Bischof von Straßburg samt dem Herrn von Lichtenberg beschuldigte man des Verrates. Höchst eigentümlich ist das Verhalten dieser Herren, denn in ihrem Gebiete lagen die Zaberner Steige und sie hatten nicht die geringsten Verteidigungsmaßregeln ergriffen. Andererseits muß

¹⁾ Witte, Seite 11, Anmerkung 3.

aber bemerkt werden, daß gerade der Bischof von Straßburg es war, der immer und immer vor der drohenden Gefahr gewarnt hatte und ununterbrochen Tagungen einberief und es nicht allein seine Schuld war, wenn alle Verhandlungen nutzlos waren. Später zog der Bischof den Rat der Stadt Straßburg für den Vorwurf des Verrates zur Rechenschaft und verlangte Genugtuung. Beides lehnte der Rat ab, da er eine Verantwortlichkeit für solches Gerede nicht übernehme. Das ist wohl ein Beweispunkt, wenn auch kein absolut bindender, gegen einen Verrat. Dann lassen sich auch solche Beschuldigungen aus dem Mißtrauen der Städte gegen die Herren erklären, da sie von ihnen nichts Gutes hofften.

Aus keinem andern Grunde als um zu rauben, zu plündern und Beute zu machen, waren die Armagnaken ins Elsaß eingefallen. Ihre Scharen waren zahlreich und gut ausgerüstet. Sie zählten an 5000 gute berittene Bogenschützen,¹⁾ 800 gepanzerte, 500 leichter bewaffnete, kriegstüchtige Reiter, im ganzen gegen 10.000 Mann. Dazu kam noch ein Troß von Handwerkern und etwa 400 Weiber. Mit sich führten sie zwei Geschütze, die größere Steine warfen und 100 Handbüchsen, die auf zwei Wagen nachgeführt wurden. Sie waren sehr geschickt im Besteigen von Mauern und Türmen und deswegen von den Städtern sehr gefürchtet und außerdem verfügten sie über eine große Anzahl sehr geschickter Spione. Ihr Heer zerfiel in drei Haufen, jeder hatte sein Banner. Über sie schreibt der Stadtschreiber Mule von Straßburg:¹⁾ »Sie forchtet sich net vor striten dann sie sprechent: sie wollen allen Tuzzen off eyn dag strites gnung geben.« Es waren lauter kampfgeübte und furchtlose Leute, die in ihren Lagerplätzen wahre Orgien von Unsittlichkeit und Trunksucht feierten und die Grausamkeit dieses Raubvolkes war so bekannt, daß der Name Armagnak allein schon den Landleuten Furcht und Schrecken einjagte. Bei ihrem Erscheinen an den Grenzen des Elsaß floh alles in die befestigten Orte. Um Sankt Johann, Eckartsweiler und Steinburg wurde alles in barbarischer Weise vernichtet. In letzterem Orte leisteten die Bauern des Herrn Ludwig von Lichtenberg hinter der Mauer des Kirchhofes den tapfersten Widerstand, erlagen aber endlich der Überzahl. Hier brieten die Plünderer auch einen Bauern am Spieße, der ihnen kein Geld geben konnte und nachher rieben sie dessen Brandwunden mit Salz ein. Solche Grausamkeiten waren zahlreich und die schauderhaftesten Verbrechen waren für dieses Gesindel nur Freude und Vergnügen. Bei der Einnahme von Grand Villars schlachteten sie zum Beispiel fünfzig kleine Kinder ab.

Am 26. Februar erscheinen die Armagnaken vor den Mauern Straßburgs in einer Stärke von 400 Pferden. Am 1. März lockte ein Trupp von 60 Reitern eine ziemliche Anzahl von Bürgern und Knechten aus der Stadt in einen Hinterhalt. Obwohl Stadthauptmann Rule Barpfennig den Rat erteilt hatte, nur gut bewaffnet hinauszugehen, waren die genannten Straßburger sehr schlecht bewaffnet den Reitern gefolgt. Hinter den Trümmern der Kartause bei St. Arbogast und in einem tiefen Hohlwege hinter der St. Gallen-Kapelle wurden sie überfallen, und fast ein halbes Hundert der Straßburger sollen erschlagen worden sein. Nachdem die Armagnaken mehrmals die Mauern vergeblich berannt hatten, verlangten sie von dem Rate der Stadt eine Geldsumme. Mit den Worten, man sei ihnen nichts schuldig, entließ man ihre Boten und so zogen die Schinder gegen Molsheim und Rosheim ab. Unter einander hielten die Feinde gute Disziplin. Ein Haufe deckte die Rückzugslinie, ein anderer plünderte und ein dritter schützte diesen. Da der Bund nichts veranlaßt hatte, fehlte es im ganzen Land an Verteidigungsmitteln. Rosheim und Hagenau bitten die rheinischen Städte um Hilfe, doch nur Frankfurt sendet eine

¹⁾ Janssen, I. Nr. 849 u. f. — Wülker, Seite 24.

solche.¹⁾ Der Landvogt Neiperg verlangte vom Pfalzgrafen Otto alle Reisigen, um die feindlichen Streifscharen vernichten zu können. Für den 16. März wurde sogar ein allgemeines Aufgebot erlassen. Hagenau wurde als Sammelpunkt bestimmt, an dem sich die Truppen des Pfalzgrafen, des Grafen von Württemberg, der Gesellschaft der Ritter vom Georgsschild,²⁾ des österreichischen Landvogtes, des Markgrafen von Baden und des Grafen von Salm treffen sollten. An 10.000 Schützen sollten zusammenkommen. Man hatte Geheimhaltung des Planes beschlossen, aber der Bote an den Pfalzgrafen wurde von den Armagnaken weggefangen und so der Plan verraten. Dann war auch der Zeitraum bis zum 16. März viel zu weit gesteckt, denn bevor sich die Streitkräfte sammelten, war der Feind über die Grenze. So mancher der Schinder ließ sein Leben in den Händen des empörten Volkes. Über tausend sollen auf diese Weise verschwunden sein. Die Orte Epfig, Molsheim³⁾ verteidigten sich aufs tapferste. Als aber die Straßburger am 6. März den Bewohnern von Epfig eine Schar von Soldaten zu Hilfe sandten, waren die Armagnaken im Begriffe, in das obere Land abzuziehen. 110 Dörfer zwischen Zabern und Hagenau hatten sie verbrannt und die unmenschlichsten Grausamkeiten und Schandtaten an Männern, Weibern und Kindern verübt. Rasch finden wir die Plünderscharen im Sundgau in der Nähe von Ensisheim. Wie wehrlos das weite Land dalag, ersehen wir daraus, daß sie bei Kolmar in den Weinbergen die ahnungslosen Winzer und im Dorfe Ammelkirch 300 Bauern während des Jahrmarktes gefangen nehmen konnten. So kamen sie ohne Widerstand bis nach Thann. Markgraf Wilhelm von Baden-Hochberg war ungerüstet und mußte sich von Basel, das er gefragt hatte, was zu tun sei, eine höhnische Antwort gefallen lassen. Der Sundgauer Adel war ehrlos genug, um mit den Armagnaken gemeinsame Sache zu machen. Der österreichische Landvogt, der die Plünderung des wehrlosen Volkes nicht länger mit ansehen wollte, versuchte durch ein Lösegeld die Raubgesellen zum Abzuge zu bewegen. Diese wollten aber nicht gleich dieses reiche Land verlassen, in dem sie auf die billigste Weise so glänzende Beute gemacht, daß sie sogar einen Jahrmarkt abhalten und den Malter Korn für einen Gulden verkaufen konnten. Bis nach Basel kamen die Streifscharen der Plünderer, aber dieser festen Stadt konnten sie nichts anhaben.

Im unteren Elsaß wollte man sich durch eifrige Rüstungen gegen neue Einfälle sichern, so z. B. der Pfalzgraf Otto. Doch durfte der Landvogt Neiperg dem Feinde nicht nachziehen, da die Städte dagegen waren. Auch kam das Heer nicht zusammen, das sich am 16. März um Hagenau hätte sammeln sollen. Und wer hätte erst an eine Hilfe für den Sundgau gedacht! Denn da vernichtete wirklich beklagenswerter Eigennutz den ohnedies recht geringen Gemeinsinn. Wieder fanden Tagungen am 9. und 16. März in Straßburg statt, sie waren schwach besucht. Man machte verschiedene, darunter auch gute Vorschläge, führte sie aber nicht aus, sondern verschob den Kriegszug bis acht Tage nach Ostern. Mittlerweile hatten die Armagnaken die Städtchen Grand-Villars und Münstrol eingenommen und Vorräte für lange Zeit gefunden. Die Einnahme dieser Städte verursachte die Meinung, daß zu einem Feldzuge 6000 gut Bewaffnete notwendig seien und man bestimmte, daß diese Streitkräfte sich am 13. April in Ensisheim sammeln sollten. Die Truppen, die sich bereits eingefunden hatten, wurden in ihre Heimat entlassen. Dafür sollte

¹⁾ Witte, Seite 27, Anm. 3: Frankfurt schickte einen Büchsenmeister, 50 handbussen, 4 kloczbussen, 2 lange kloczbussen mit 6 kammern, 1 große kloczbusse mit ein adaler und 3 jagebussen.

²⁾ Fürstenbergisches Urkundenbuch Nr. 276 und 284. Heinrich von Fürstenberg gehörte nämlich zu dieser Ritterschaft im Hegau.

³⁾ Janssen, Nr. 849, 850, 851, 853.

der nächste Feldzug umso eifriger betrieben und die Unterstützung der benachbarten Reichsstädte herangezogen werden.

Damals schrieben¹⁾ Bischof Wilhelm von Straßburg, der Pfalzgraf Otto, Markgraf Jakob von Baden und die Grafen Ludwig und Ulrich von Württemberg an den Rat zu Frankfurt, daß sich ihre Mannschaften auf Ostermontag (6. April) zu Germersheim gegen die Armagnaken versammeln und baten die Frankfurter dringend, für diesen Tag ihre Mannschaften zu Fuß und Roß und so viel als möglich bei Speyer in Bereitschaft zu halten, wo man sich zu gemeinsamem Zuge vereinigen würde. Der Pfalzgraf selber versprach, mit 3000 Reisigen und 2000 Gewappneten ins Feld zu ziehen. Während nun eine Beratung die andere ablöste, waren die Feinde bereits aus dem Elsaß weggezogen.

Der Landvogt des Herzogs von Österreich, Markgraf Wilhelm von Baden-Hochberg, hatte die Armagnaken nach langen Unterhandlungen durch eine Geldsumme zum Verlassen des Landes gebracht. Stadtschreiber Mule von Straßburg schreibt darüber an den Rat zu Worms:²⁾ »da er (der Landvogt) nit hulff hadt, da ist er mit den armengecken uberkommen und haindt sie usz dem landt gekaufft um eyn mechtig sum, dusent gulden.« Am 24. März verließen sie das Elsaß und marschierten nach Burgund der Saone zu, indem sie sich nirgends länger als eine Nacht aufhalten durften.

Was taten aber die Städte! Trotzdem die Führer der Armagnaken bei ihrem Abzuge versichert hatten, in dieses fruchtbare Land wiederzukommen, fanden neue erfolglose Beratungen statt. Es war zwar für das Jahr 1439 kein weiterer Einfall zu befürchten. Aber war es nicht zu verlockend, in dieses wehrlose, an Beute reiche deutsche Land wieder einen Einfall zu machen? Das geschah auch im Jahre 1444 und dieser Einfall wäre bestimmt unterblieben, hätten die Städte, Fürsten und Herren sich früher einig gezeigt. Hatten doch auch der Erzbischof von Mainz und der Pfalzgraf Otto die Frankfurter zu einer Zusammenkunft der Reichsstädte nach Mainz eingeladen, um Vorkehrungen gegen einen neuerlichen Armagnakeneinfall zu treffen, also die Gefahr erkannt. Wörtlich heißt es dort in dem Schreiben:³⁾ »als zu besorgen ist, das soliche volcke mit grösser macht widder in deutsche lande ziehen werde.« Weiter wird in dem Schreiben betont, daß, weil der Herrscher ferne ist, es den Reichsfürsten und Städten wol gepure, Widerstand zu leisten, damit die deutschen Lande nicht so jämmerlich verwüstet, beschädigt und verdorben werden und die Ehre des heiligen römischen Reiches nicht so geschmäh't werde. Man spricht weiter von nationaler Ehre und man solle sich Gott zur Ehre und dem Könige und Reiche und allen Landen zu Nutzen tüchtig rüsten.

Wenn Droysen nun gegen Albrecht den Vorwurf erhebt, daß er sich um diese Ereignisse an der Westgrenze des Reiches nicht kümmerte, so muß man sich wundern, daß er diesen Vorwurf nicht auch gegen die Fürsten des Reiches an der Westgrenze erhebt. Der Habsburger hatte ja im Osten genug zu tun, um da die Polen und in Ungarn die Türken von einem Einfall über die Grenzen des Reiches abzuhalten. Denn wenn auch der deutsche König jetzt für den Schutz seiner eigenen Länder sorgte, so sorgte er damit auch für die Sicherung und Ordnung an der Ostgrenze des Reiches. Dann hatten ihm ja auch die Kurfürsten gestattet, zwei Jahre den Reichsgeschäften und Reichstagen ferne bleiben zu dürfen, und so waren eben sie verpflichtet, der Gefahr an der Westgrenze mannhaft entgegen zu treten. Daß dieser Appell an die deutsche Ehre in dem Briefe des Mainzer Kurfürsten nur eine hohle Phrase war, ersieht man aus ihrer Tätigkeit auf dem Frankfurter Tage,

¹⁾ Janssen, I, 854, 855, 856.

²⁾ Janssen, I, 853.

³⁾ Janssen I, 860.

auf welchem der Armagnakeneinfall so rasch übergangen wird, so daß man glauben könnte, es habe eine Gefahr überhaupt nicht bestanden. Nirgends hört man etwas, daß bei Albrecht in irgend einer Weise die Ereignisse zur Sprache gekommen seien. Dem Könige aber daraus den Vorwurf zu machen, wie es Droysen tut, er habe sich um das Reich nicht gekümmert, ist nach dem Obengesagten nicht stichhältig. Denn trotz der Tätigkeit des Habsburgers in seinen Erbländern versäumte er es nicht, das königliche Ansehen im Reiche geltend zu machen. So trat er als Vermittler auf in einem Streite zwischen dem Abte von St. Gallen mit den Appenzellern, ein andermal erteilte er den Zürichern den Auftrag, die Kaufleute aus den Reichsstädten nicht zu belästigen. Dann, wie konnten auch die Fürsten geeint gegen äußere Gefahren auftreten, wenn das ganze Reich unter den fortwährenden inneren Fehden litt. Denn zahlreich sind die Fehdebriefe aus jener Zeit. In einer Archivnote heißt es:¹⁾ »und waz allez lant umb und umb von raub und brande fulle und waz swerlich ze raisen.« Entsprangen ja die meisten Fehden elendem Eigennutz. Wollte ja jeder nur sich, niemals dem Kaiser und dem Reiche helfen. Und war eine Stadt oder ein Fürst²⁾ zur Hilfe bereit, so gewiß auch nur aus Eigennutz, damit nicht durch andere Hilfe der eigene Vorteil geschädigt werde.

Nun wollen wir uns wieder der Tätigkeit Albrechts in seinen Erbländern zuwenden. Schon 1438 waren die Türken unter Murad II. in Siebenbürgen eingefallen und hatten von hier 70.000 Christen als Gefangene weggeschleppt. 1439 forderte der Sultan vom Herrscher von Serbien Georg von Brankowicz die Unterwerfung und Übergabe der Festung Semendria, um von hier aus besser in die christlichen Länder einfallen zu können. Georg wandte sich in seiner Bedrängnis an Albrecht um Hilfe, der mittlerweile in Ungarn eingetroffen war.³⁾ Gleich am Anfange seines Aufenthaltes in Ofen kam es zu einer wüsten Deutschenhetze von Seite des Pöbels, der, von den ungarischen Adeligen geführt, die Häuser der Deutschen plünderte und eine nicht geringe Anzahl der gehaßten Fremden mordete. Albrecht mußte in dieser bedrängten Zeit gute Miene zum bösen Spiele machen und konnte die Räuber und Mörder nicht einmal bestrafen, wie er die Absicht hatte. Ja die ungarischen Prälaten und Magnaten wußten noch andere zahlreiche Forderungen durchzusetzen, so die Entfernung aller Deutschen von Amt und Würden und ihre Ersetzung durch einheimische Beamte, außerdem noch eine Menge andere Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit unter dem Vorwande der Vaterlandsliebe. Alle Pflichten und Lasten bürdeten sie dem Könige auf. Auch Albrechts Vorschlag, für den drohenden Türkenkrieg Hilfe aus Deutschland zu beschaffen, wurde abge schlagen, indem die Großen meinten, sie seien selbst stark genug. Aber ihre Hilfe und ihre Unterstützung des Königs stand ganz im Gegensatz zu ihren großen Worten, so daß man von dem Glauben nicht frei wird, daß in ihrer Absicht außer Eigennutz auch Verrat lag, und dafür sprechen ja die späteren Ereignisse. Trotzdem die Ungarn auf dem Landtage zu Ofen am 30. Mai 1439 Treue und ausgiebige Hilfe versprochen hatten, fanden sich kaum 24.000 Mann zum Türkenzuge ein. Ende Juli zog der König gegen Szegedin, konnte aber auf das gegen 130.000 Mann zählende türkische Heer keinen Angriff wagen. Die Folge davon war, daß Semendria am 27. August von den Türken erobert wurde. Fast zwei Monate lag Albrecht untätig in Salankemen⁴⁾ und wartete vergebens auf weitere Hilfe seiner ungarischen

¹⁾ Janssen I, 803.

²⁾ Janssen I, 821.

³⁾ Palacky III, 3. S. 328 u. f. — Kraus I, 52 u. f. — Huber III, 9 u. f. — Kurz 302 u. f. — Lichnowsky V, 299. — Engel, Geschichte des ungarischen Reiches, III. Band, Wien 1813. — Mailáth, Geschichte der Magyaren, II. Band.

⁴⁾ Lichnowsky, Reg. Nr. 4430.

Großen. Krankheiten brachen in seinem Heere aus und Mangel an Proviant machte sich fühlbar. Als dann der Sultan gegen Ungarn rüstete, verließen sogar mehrere ungarische Magnaten mit ihren Anhängern das Lager. Und so ist das Gerücht auch glaublich, daß einige magyarische Große ihren König in die Hand des Sultans überliefern wollten, der aber diesen Verrat zurückwies. So sah sich Albrecht gezwungen, anfangs Oktober mit seinem Heere den Rückzug anzutreten, nachdem auch er von der roten Ruhr, dieser gefürchteten Lagerkrankheit, befallen worden war. Die Krankheit nahm rasch zu und bald mußte der König in einem Lehnssessel getragen werden, weil er weder reiten noch fahren konnte. Er trachtete so rasch als möglich sein geliebtes Wien zu erreichen, weil er dort gesund zu werden hoffte.¹⁾ Am 17. Oktober erreichte er Gran und von hier schickte er Boten nach Polen, um eine Verlängerung des Waffenstillstandes zu erzielen. Die Krankheit verschlimmerte sich und in Langendorf (Neszmély) zwischen Gran und Raab, mußte er die Weiterreise unterbrechen. Da er sein Ende herannahen fühlte, machte er am 23. Oktober²⁾ sein Testament, in dem er folgendes bestimmte: sollte das Kind, das seine Frau zu erwarten hatte, ein Sohn sein, so sollte sie die Regentschaft und Friedrich von Steiermark die Vormundschaft übernehmen und ein Rat von 9 Personen sie dabei unterstützen. In diesem sollten die Stände aus Ungarn und Böhmen je drei, die aus Österreich zwei und Prag einen Vertreter wählen. Friedrich von Steiermark und Königin Elisabeth sollten bis zur Großjährigkeit des jungen Herrschers alle Länder und Ämter verwalten. Als Wohnsitz des jungen Königs bestimmte das Testament Preßburg. Palacky nennt diesen letzten Willen Albrechts den ersten Versuch zur Organisation des österreichischen Staates überhaupt. Schon am 27. Oktober 1439 starb nach Empfang der hl. Sakramente der erst 42 Jahre alte Habsburger. Seine Leiche wurde nach Stuhlweißenburg gebracht und dort beigesetzt. Er hinterließ zwei Töchter, Anna und Elisabeth, seine Witwe wurde am 22. Februar 1440 Mutter eines Knaben, der den Namen Ladislaus erhielt.

Schwer empfanden das deutsche Reich, die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder den Tod dieses trefflichen Herrschers. Von den deutschen Fürsten, die zu Frankfurt an den Reichstagsverhandlungen teilnahmen, sagt Eberhard Windecke³⁾, Kapitel 222, als sie von dem Tode ihres Königs Kunde erhielten: »Also kam den kurfürsten die potschaft, das der konig tot was; also schiden sie von dannen. Vnd wart derselbe konig also sere geclaget von edeln und vnedln, von reich vnd armen, also kein konig sint Christus gepurt je geclaget wart.« In einer Handschrift des Klosters Melk in Österreich heißt es, daß auf die Nachricht vom Tode des Königs die Fürsten von großer Trauer ergriffen wurden »quasi exanimis in terram in facies irruerunt«. Hatte man doch auf den Herrscher die schönsten und größten Hoffnungen gesetzt, die jetzt der Tod mit einem Schlage vernichtete. In Deutschland erwartete man von ihm die Herstellung des Landfriedens und die Schlichtung des Kirchenstreites, weil man gesehen hatte, wie vortrefflich Albrecht in seinen österreichischen Ländern die öffentliche Ordnung aufrecht hielt.

Das christliche Abendland verlor in ihm einen eifrigen und glaubensfreudigen Gegner der Türken. Wenn auch Albrecht nach den verschiedenen Berichten kein gewinnendes Aussehen besaß, so scheint eben besonders sein gediegener Charakter die allgemeine Hochachtung seiner Zeitgenossen und Geschichtsschreiber verschafft zu haben. Äneas Silvius schildert ihn wie folgt:⁴⁾ »Fuit vir magnae staturae, venationis

¹⁾ Hormayr, Wiens Geschichte, III. Band, Heft III, S. 107 u. f. Wien 1823.

²⁾ Lichnowsky, Reg. Nr. 4486.

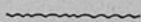
³⁾ Janssen I, 868.

⁴⁾ Janssen I, 797.

cupidus, in armis promptus, facere quam dicere malebat; non ipse per se cernens, sed acquiescens consiliis eorum, quos bonos existimavit; nigra facie, oculis terribilibus, malorum omnium hostis.« Eine andere Urkunde bezeichnet ihn als in iudiciis justus, et in omni vita et morum honestate praeclarus, Deo devotus et ad omnes suos humilis et benivulus, aber als predonum et hereticorum malleus indefessus. Die Chronik von Elwangen¹⁾ erzählt von seinem Regierungsantritte: Cui (Sigmund) successit Albertus, dux Austriae, princeps mirae probitatis. Der Böhme Bartosch²⁾ widmet ihm folgenden Nachruf: Cuius anima requiescat in sancta pace, quia fuit bonus, licet Teutonicus, audax et misericors. Das Buch der Chroniken nennt ihn »mit allen tugenden geziert, mylt und gerecht«. Daß er sich in seinem frommen Eifer Grausamkeiten gegen Juden, Hussiten und Irrgläubige zuschulden kommen ließ, hängt wohl mit dem damaligen Zeitgeiste zusammen. Daß er in Böhmen und in Ungarn auf Schwierigkeiten stieß, mag seinen Grund haben, daß er niemals weder tschechisch noch magyarisch lernte oder sprach. Palacky schreibt von ihm, daß er das Slavische verachtete. Ursache dazu dürften wohl die Hussiten gewesen sein. Zeichen seiner Ausdauer und Tapferkeit hat er in den Hussitenkriegen gegeben. War er auch ein eifriger Katholik, so duldete er anderseits keinen Eingriff der Geistlichkeit in seine Rechte.

So beklagten also außer den österreichischen Erbländern drei Königreiche den Verlust eines trefflichen Herrschers, auf den sie alle Hoffnung für Ordnung und Frieden gesetzt hatten.

Gar sehr beklagte auch Wien den Verlust, den es durch den zu frühen Tod Albrechts erlitten hatte. Sein Tod wird im Eisenbuche der Wiener als ein wahres Unglück geschildert.³⁾ Sie klagen darüber, daß die Leiche ihres geliebten Fürsten nicht innerhalb ihrer Mauern bestattet werden konnte und nennen sein Begräbnis in Stuhlweißenburg »elendiglich«. Die Trauer darf einem auch nicht Wunder nehmen, lautete doch der Wahlspruch des Habsburgers: »Meiner Untertanen Liebe ist mein höchster Schatz.« Und diese Liebe hat er sich auch durch sein gerechtes Wesen gegen hoch und niedrig erworben.



¹⁾ Mon. Germ. ed. Pertz X. skript. S. 45.

²⁾ Kurz II, Seite 308.

³⁾ Hornmayr III, 3. Seite 108.